

Stefanie Zesewitz

Wie ein Versprechen

Historischer Roman

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie der Familie Zesewitz.

Druck und Weiterverarbeitung: Finidr

ISBN 978-3-89656-214-2

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

*Meiner Großmutter,
die mit ihren farbigen Erzählungen
über ihre Kindheit im St. Pauli der 1920er Jahre
meinen Enthusiasmus für diese Zeit geweckt hat.
23.4.1921 – 15.6.2009*

4. Kapitel

Als Dina an einem trüben Novembernachmittag den Laden mit Siegfrieds Einkäufen wieder betrat, hörte sie Stimmen im Atelier.

„*Santa Madonna!* Ich sehe aus wie ’undert Jahren auf diese Bilder!“

Dina spähte durch den Türspalt. Die Antonioni! Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Mirella Antonioni, die *primadonna assoluta!* Sie versuchte sich zu sammeln.

„Dina! Was stehst du da vor der Tür herum? Ein Glas Likör für Signora Antonioni, *presto!*“

Sie holte schnell die Karaffe mit den Gläsern, schlängelte sich durch die Tür, setzte vorsichtig das Tablett ab und schenkte der Antonioni und Siegfried ein Glas ein.

„Siegfredo ...“, die Antonioni lächelte verschwörerisch. „Du ’ast uns deine Geliebte verschwiegen – und so eine ’ubsche Ding, aber ist sie nicht zu jung für dich?“

Dina lief knallrot an; Siegfried kam ihr zu Hilfe.

„Mirella, das ist Dina Harms, sie lernt bei mir.“

„Dann soll sie versuchen, eine Bild zu machen, auf das ich bin jung und schön, wie Signorina Dina selbst.“

Dina warf eines der Gläser auf den Boden, so sehr zitterte sie.

„Ich ... ich weiß nicht ... ich habe gerade erst angefangen ... und ... ich ...“

„Mirella! Sie hat Angst. Lass das Mädchen in Ruhe.“

Die Stimme, die diese Worte gesprochen hatte, klang wie weinroter Samt. Sie gehörte einer Frau, die entspannt auf der Récamiere lag und rauchte.

„*Va bene!* Dann soll eben ganzes kaltes *Amburgo* denken, dass La Antonioni ihre besten Tage 'inter sich 'at!“

„Mirella, ich bitte dich! Die Photos, die Herr Lohmann gemacht hat, sind ganz in Ordnung. Fräulein Harms lernt hier und hat gerade angefangen. Was soll das?“

„Aber ich würde es gern versuchen, wenn Siegfried meint, dass ich das kann und die Platten nicht verderbe.“

Plötzlich fühlte sich Dina von drei Augenpaaren angestarrt. Hoffnungsvoll von Mirella Antonioni, ermutigend von Siegfried und – ihr Tonfall ließ vermuten, höchst amüsiert – von der Frau in der dunkleren Atelierecke, deren Züge sie nur schemenhaft erkennen konnte.

„Also gut“, ließ sich Siegfried vernehmen. „Mach mal, Kindchen.“

Dina bekam Angst vor ihrer eigenen Courage, aber nun konnte sie nicht mehr kneifen.

„Was soll ich anziehen?“ Die Operndiva deutete auf einen Schrankkoffer, in dem mehrere wallende Gewänder in allen Farben des Regenbogens hingen.

„Nichts.“

„Sie scherzen ...“

„Also nichts von den Sachen da.“

Dina wühlte in den Regalen mit Requisiten und förderte eine Lage schwarzen Samt zutage. Sie deutete auf den Paravent, hinter dem Mirella Antonioni sich umkleiden sollte.

„Na, das wird hier ja richtig künstlerisch heute“, sagte die Stimme in der dunklen Ecke.

„Und Sie müssen aufstehen“, sagte Dina zu der *Récamière*. „Dort will ich Signora Antonioni fotografieren.“

Die Angesprochene erhob sich und schritt langsam ins Licht. Ihre Schönheit traf Dina wie eine jener Wellen am Strand, die einem die Beine wegreißen und einen vergessen machen, wo oben und unten ist.

„Wir haben uns noch gar nicht vorgestellt, Selene von Mer-ten. Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Sie ergriff Dinas Rechte, hauchte einen Kuss darauf und ließ

ihre Lippen einen Sekundenbruchteil zu lange verweilen. Da schlug die Welle endgültig über Dina zusammen.

Als sie nach Hause kam, konnte sie nicht mehr sagen, wie sie es geschafft hatte, von der alternden Operndiva wirklich mehr als passable Bilder zu machen. Das Einzige, was sie mit Sicherheit wusste, war, dass sie, ohne nachzudenken, Selene von Merten in die Hölle gefolgt wäre, hätte diese sie dazu aufgefordert.

Vermutlich erinnert sie sich morgen nicht mal mehr an mich.

Selene. Die Mondgöttin. Dina rief sich zur Ordnung. Mondgöttin war gut. Es erinnerte sie in doppelter Hinsicht an das Eindeutige: Mond und Göttin. Beides unerreichbar fern. Genau das war sie. Erstens war Selene von überirdischer, sublimen Schönheit, zweitens eine Kundin von Siegfried und drittens und bei Weitem am schlimmsten: Sie war die Geliebte von Mirella Antonioni. Und das bereits seit etlichen Jahren, wie Siegfried ihr grinsend anvertraut hatte, als sie gemeinsam in der Dunkelkammer standen und die Photos entwickelten.

„So was hast du in Ostfriesland nicht gesehen, was? Ich glaube ja, dass die Antonioni bei denen der Kerl ist, auch wenn die Kleine von Merten sich anzieht wie einer.“

Dina verdrehte zwar leicht die Augen, sagte aber nichts. Ihre eigenen Gedanken beschäftigten sie viel mehr und sie beugte sich so tief über die Entwicklerbäder, dass ihr von den Chemikalien die Augen trännten. Warum hatte Selene sie so angesehen? Und der Handkuss? Sie hatte einen Moment lang Dinas Augen mit den ihren festgehalten. Dina blieb noch immer die Luft weg, wenn sie daran dachte, und sie dachte ununterbrochen daran und fragte sich, ob sie Selene von Merten jemals wiedersehen würde. Sie hatte nicht gewusst, wie sich Verliebtsein wirklich anfühlte. Für Onno hatte sie nie etwas Ähnliches empfunden. Mehr Vergleichsmöglichkeiten hatte sie nicht, aber Dina wusste dennoch, dass sie bis über beide Ohren und absolut rettungslos in Selene von Merten verliebt war.

Es vergingen einige Wochen, in denen sich Dina im dauernden Ausnahmezustand befand. Die Photos hatte sehr bald ein Bote abgeholt und Dina erhielt eines davon mit einem Autogramm von der Antonioni zurück.

„Die alte Schachtel war wirklich zufrieden mit deiner Arbeit“, sagte Siegfried anerkennend. „Die sind aber auch richtig gut geworden!“

Er wusste, dass sie ihm erzählen würde, was ihr auf der Seele lag, wenn der Moment gekommen war, und schlug den *Hamburger Anzeiger* auf. Seit dem Schwarzen Freitag vor einigen Wochen las er den Wirtschaftsteil gründlicher, den er früher meist nur überflogen hatte. Er vermochte die Einschätzung von einigen Berichterstattern nicht zu teilen, dass diese Katastrophe, die sich an der New Yorker Börse ereignet hatte, keine ernsthaften Konsequenzen für Deutschland haben sollte. „Wenn die ihre Kredite abziehen, dann gute Nacht“, murmelte er.

Dina hörte kaum zu und seufzte.

„Was ist denn los mit dir?“

„Nichts.“

„Ja, das sehe ich.“

„Siegfried, sag mal, Fräulein von Merten, was macht sie so?“ Ihr Lehrmeister lachte laut auf.

„Aha. Noch eine auf der langen, steilen Straße, gepflastert mit gebrochenen Herzen.“ Er schüttelte den Kopf.

„Was? Nein, Blödsinn! Wie meinst du das?“

„Ich bin nicht blind, mein Kind. Und ich habe ungefähr vierzig Jahre mehr Lebenserfahrung als du.“

Dina sah ihn entsetzt an.

„Sieht man es so sehr?“

„Ja. Aber tröste dich. Es war ja keiner dabei. Ich denke, auch die dümmsten Menschen kommen drauf, dass du verliebt bist, aber ich allein weiß, wer es ist.“ Er grinste sie schief an.

Dina schaute unglücklich.

Siegfried drehte sich zur Seite, weil er einen Hustenanfall bekam. Als er sich wieder fing, sagte er: „Sei vorsichtig, *min Deern*. Die schöne Selene ist so was wie Mirellas Eigentum.“

Aber selbst wenn nicht, wäre sie nichts für dich. Gab's da keinen netten ostfriesischen Bauern?“

„Doch. Gab es. Also nicht so richtig ... aber ...“ Sie druckste herum und wurde rot.

„Und? War nicht so das Wahre?“

„Onno ist ein wirklich netter Kerl, aber ich weiß nicht ... Ich dachte immer, dass es irgendwie mein Fehler ist. Ist es ja nun auch“, schloss sie mit einer Stimme, die auf einen dicken Kloß im Hals schließen ließ. „Siegfried, ich möchte sie wiedersehen. Mit ihr reden, Kaffee trinken ... ich weiß nicht.“

„Kaffee trinken? Herzchen, erstens trinkst du keinen Kaffee und zweitens, so wie sie dich angesehen hat, liegst du schneller auf dem Rücken, als du Ostfriesentee sagen kannst! Und dann hast du ein Drama am Hals, das sich gewaschen hat, wenn die Antonioni das spitzkriegt.“

„Du meinst, sie hat mich angesehen?“

„Wie? Ja, natürlich, ihr habt doch miteinander geredet.“

„Ja, aber hat sie mich ‚angesehen‘?“

Dina wurde es wieder heiß und kalt und neblig im Kopf, was aber am vergessenen Frühstück liegen konnte.

Zu Hause schimpfte ihre Tante in einem fort mit ihr, weil sie fast nichts aß.

„Na, hör mal, Kind! Ich habe extra Miesmuscheln mitgebracht, die isst du doch so gern!“

Gehorsam zupfte Dina sanft ein paar der leckeren heißen Muscheln aus den Schalen, die ihre Tante in einem Gemüsesud gegart hatte. Ihr ging das Gespräch mit Siegfried nach.

Bist du etwa auch eine von denen, hatte er gefragt. ‚Von denen‘. Sie wusste, wie man diese Frauen nannte. In Stapelmoor hatte es so etwas nicht gegeben. Aber Dina hatte sich bereits gedacht, was mit ihr los war. Es hatte sie zum Beispiel nicht im Geringsten gestört, wenn Frientje Janssens sich Onno zum Tanzen schnappte. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, sich vorzustellen, wie es wohl wäre, wenn Onnos umtriebige Tanzpartnerin ihren bemerkenswert kurvigen Körper gegen den ihren schmiegen würde. Sie nahm es hin, dass sie so fühl-

te, und hatte es gleichgesetzt mit Verzicht und immerwährender Einsamkeit. Wäre nicht gelegentlich über ‚Lesbierinnen‘ getuschelt worden, hätte sie vermutlich angenommen, sie sei die Einzige. Und nun sah sie, dass in der Stadt zwei Frauen wie ein Paar zusammensein konnten. Dina versetzte sich selbst in Gedanken eine Ohrfeige. Genau. Ein Paar. Selene und La Antonioni. ‚Die kleine von Merten zieht sich an wie ein Kerl‘, hatte Siegfried gesagt. Bei näherem Hinsehen stimmte das sogar. Sie hatte graue Anzughosen getragen, ein weißes Hemd, darüber einen grauen Wollpullunder und flache Budapester. Dieser Aufzug mutete nicht im Geringsten seltsam an. Selene war in Dinas Leben erschienen und wurde sofort ein Teil davon. Was interessierte Dina für sich genommen die Männerkleidung oder auch das glatte, schwarze Haar, das sie kurz geschnitten und zurückgekämmt trug, die zarten Gesichtszüge, die mädchenhafte Stupsnase und die dunkelgrünen Augen. Selene war genau so, wie sie sein musste. Es gab an ihr nichts Affektiertes oder Gekünsteltes. Was fand sie bloß an dieser überspannten Opernsängerin? Die Dame hatte die vierzig schon länger hinter sich gelassen, donnerte sich auf wie ein Zirkusgaul und behandelte Selene wie einen Schoßhund, dachte Dina empört. Wieso ließ sie sich das gefallen? Warum wohl? Als gäbe es etwas, das sie selbst sich von Selene nicht würde gefallen lassen – daraus musste sie also schließen, dass Selene in Mirella Antonioni verliebt war, und spätestens nach dieser Erkenntnis sollte Dina sie sich aus dem Kopf schlagen. Siegfried hatte Selene sogar als Mirellas Eigentum bezeichnet. Dina schief in dieser Nacht so schlecht wie selten in ihren jungen Jahren.

Siegfried, der ihren Zustand zunächst amüsiert beobachtet hatte, begann sich Sorgen zu machen. Sie kam ihrer Arbeit gewissenhaft nach, aber in den Pausen starrte sie Löcher in die Luft, ließ das Mittagessen meist unberührt und nahm selten außerhalb ihrer Arbeit eine der Kameras mit, um zu üben. Sie besaß großes Talent, aber sie musste es auch entwickeln, ausprobieren, Fehler machen, Erfolgserlebnisse feiern.

Kurz vor Weihnachten musste Siegfried Maßnahmen ergreifen. Im Atelier war endlos viel zu tun, jeder schien dieses Weihnachten Photographien verschenken zu wollen. Dina stand bis abends spät in der Dunkelkammer und entwickelte geduldig Aufnahme um Aufnahme und wurde immer besser. Sie lernte intuitiv dazu. Manchmal verblüffte sie Siegfried damit, welche Effekte sie bereits den Vergrößerungen verleihen konnte, ohne dass er es ihr jemals erklärt hatte. Aber das Mädchen war blass und still.

„Dina?“

„Moment, Siegfried, ich bin gleich so weit.“

Als sie aus der Dunkelkammer kam, war er sich sicher. Er legte die Rolleiflex auf die Theke.

„Mach dich frisch, kämm dir um Gottes willen die Haare und dann gehst du bitte photographieren.“

Sie sah ihn verständnislos an. „Ich soll was?“

„Du machst dich jetzt so hübsch, wie du es unter den gegebenen Umständen hinkriegst, nimmst den Apparat mit und ein Stativ und fährst in die Stadt Bilder machen. Rund um die Alster, Jungfernstieg und so weiter. Du musst das mit der Langzeitbelichtung lernen. Das ist wichtig. Nicht bloß jetzt im Winter, weil es früh dunkel wird, sondern auch, weil man damit ganz entzückende Sachen anstellen kann. Es wird dir gefallen, bestimmt“, setzte er fast flehentlich hinzu.

Dina fuhr sich müde durch das Haar.

„Siegfried, ich muss den Auftrag von Familie Petersen fertig machen und ich mag danach nirgends mehr hingehen.“

„Die fetten Petersen-Töchter rahme ich und du gehst nicht nachher, sondern jetzt. Oder muss ich jetzt den grimmigen Lehrmeister herauskehren?“

Jetzt huschte immerhin ein kleines Lächeln über ihr Gesicht.

„Na gut – ich sehe furchtbar aus, viel zu retten ist an meiner Erscheinung heute nicht mehr, aber ich tue mein Bestes. Danke, Siegfried.“

Als sie mit der Ausrüstung beladen in die Straßenbahn stieg, fühlte sie sich erschöpft. Was sollte das bloß? Es stimmte

zwar, Langzeitbelichtung war nicht gerade ihre Paradedisziplin, aber wieso ausgerechnet jetzt, wo es im Laden besonders viel zu tun gab? Gegen ihren Willen musste sie lächeln. Siegfried war mehr ein guter Freund als ein strenger Lehrherr. Er brachte ihr alles bei, was er über Photographie wusste. Er besprach ihre Bilder mit ihr, zeigte ihr technische Kniffe und brachte sie immer wieder auf Ideen für neue Experimente und unterstützte sogar seltsame Einfälle, wenn sie ein interessantes Resultat versprachen. Nun gut. Also Langzeitbelichtung. Die bunten Beleuchtungen der Geschäfte in der Innenstadt boten ein reiches Betätigungsfeld. Sie stieg am Gänsemarkt aus, schleppte ihr Stativ und die Kamera bis zum Alsteranleger und entdeckte als erstes Motiv die Lichter, die aus dem Alsterpavillon auf das Wasser schienen. Sie stellte das Stativ auf, befestigte die Kamera und blickte angestrengt durch den Sucher. Das konnte was werden. Sie stellte die Belichtung ein und drückte den Auslöser. Für eine andere Perspektive ging sie den Neuen Jungfernstieg ein Stück weit hinunter und richtete nun ihr Objektiv auf das direkt am Wasser liegende Café und seine Lichter. Das begann ihr Spaß zu machen. Belichtung einstellen ...

„Na, wenn das nicht Mirellas neue Hofphotographin ist. Guten Abend, Dina.“

Dina erstarrte und konnte sich kaum aus der gebückten Haltung hinter der Kamera aufrichten, um Selene von Mertens Gruß zu erwidern.

„Was machen Sie da?“

„Ich übe Langzeitbelichtung. Siegfried hat mich weggeschickt.“

„Wie meinen Sie das? Er hat Sie weggeschickt?“

„Nein, nicht so ...“ Dina verhaspelte sich. „Er hat mich losgeschickt, weil ich üben soll.“

„Ach so. Ich dachte, er hat Sie vor die Tür gesetzt. Ich wunderte mich bereits. Machen Sie doch weiter. Ich störe Sie ganz bestimmt nicht.“

Sie ging jedoch nicht weiter, sondern zündete sich eine Zigarette an und betrachtete interessiert Dinas Kameraauf-

bau. Dina spürte, dass ihre Hände fahrig wurden. Irgendwie brachte sie die begonnene Aufnahme zu Ende, ohne das Stativ umzustoßen. Sie zitterte jedoch beim Auslösen so stark, dass es vermutlich das Bild verwackelt hatte. Aber wie sollte sie unter Selene von Mertens Augen etwas zustande bringen?

„Sind Sie fertig? Oder haben Sie jetzt noch etwas vor, Dina?“

„Nein ... also ja ... ich meine, ich bin fertig und ich habe nichts weiter vor.“

„Das ist gut. Mögen Sie Musik? Und würden Sie mich unter Umständen bei einer sehr, sehr subversiven Mission begleiten?“

„Ja!“

Selene von Merten lächelte sie an. „Sie klingen überzeugt. Das ist gut. Für ein solches Vorhaben braucht man Mut, Durchhaltevermögen und einen anarchischen Geist. Wir werden sehen, Dina. Kommen Sie.“

Selene nahm Dina ohne zu fragen das Stativ aus der Hand und hielt ihr den anderen Arm hin. „Sollen wir dann?“

Wie betäubt nahm Dina Selenes Arm und ging neben ihr her. Wen interessierte schon, wohin und warum, oder dass es spät wurde und Tante Luise keine Ahnung hatte, wo sie abgeblieben war.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her; vor dem bereits hell erleuchteten Opernhaus am Stephansplatz blieb Selene plötzlich stehen.

„Kommen Sie, Dina. Wir geben Ihr Stativ und die Kamera an der Garderobe ab.“

„Ich kann doch so nicht in die Oper gehen!“ Dina dachte beschämt an den dunkelblauen Wollrock, die weiße Bluse, die sicherlich aus dem Labor Flecken hatte, und die graue Strickjacke, die sie unter ihrem alten Mantel trug.

„Das ist schon in Ordnung. Ich bin auch nicht besonders angezogen. Ein Freund hat mir die Karten vor einer Stunde in die Hand gedrückt, weil er krank geworden ist, und seine Begleitung kocht lieber Tee und macht Wadenwickel. Lassen Sie uns die Gunst der Stunde nutzen.“

Die Garderobiere schaute sie misstrauisch an, als Selene Dinas Photoausrüstung und die Mäntel über den Tresen legte und in Tweedhosen, einem Hemd und Jackett vor ihr stand. Selene zahlte und steckte die Garderobenmarken ein.

„Kommen Sie, wir müssen uns beeilen. Ach ja, ich hoffe, Sie haben Zeit mitgebracht, man gibt heute die *Götterdämmerung*.“

Was immer das hieß. Dina fühlte sich, als ob sie träumte. Wie beim Tauchen als Kind: gedämpfte Geräusche, schwebend, irgendwie verboten und unglaublich glücklich und frei. Nur eben ohne das Gluckern der Nordsee, ohne die unklaren Bilder und die vom Salzwasser brennenden Augen.

Selene sah sie forschend an.

„Sie haben keine Ahnung, was die *Götterdämmerung* ist, oder? Na, dann wollen wir mal hoffen, dass Sie Wagners Musik mögen, denn sonst können fünf Stunden ganz schön lang sein.“

Auch sie hielt Dina für ein Landei. Sie war nun über ein Jahr in Hamburg und noch immer haftete ihr offenbar nichts Weltstädtisches an. Ob sich das jemals ändern würde?

„Ich war zwar noch nie in der Oper, Fräulein von Merten, aber ich mag Wagners Musik. Meine Tante hat einige Grammophonplatten mit Opernmusik.“ Selene sollte sie nicht für völlig ungebildet halten.

„Na, wunderbar – dann habe ich nicht das Gefühl, Ihnen etwas Schlimmes anzutun, Dina. Sehen Sie, hier sind unsere Plätze.“

Sie nahmen in der letzten Reihe einer Mittelloge Platz. Dinas Herz raste und schlug unregelmäßig. Sie saß so nah neben Selene, dass sie den leichten, würzigen Duft ihres Parfüms riechen konnte, der sich mit dem Geruch der Wolle des Anzugs mischte. Als das Orchester die Instrumente stimmte, sich einspielte, es dunkel im Saal wurde und die Ouvertüre begann, saß Dina immer noch verkrampft auf der Kante ihres rotsamtenen Sitzes und schnappte stoßweise nach Luft.

„Lehn dich zurück, schließ die Augen und atme Musik. Du wirst sehen – es gibt kaum etwas Schöneres. Komm her.“

Selenes Lippen hatten ihr Ohr gestreift, während sie Dina die Worte zugeflüstert hatte, die jegliche Spannung aus ihrem Körper hatten fließen lassen. Ihr Kopf lag an Selenes Schulter, sie atmete in diesem Moment in erster Linie Selene, aber auch die Musik und fühlte sich allem Irdischen entrückt, wie Brünnhild auf ihrer uneinnehmbaren, von Flammen geschützten Burg.

Als es zur Pause läutete, blinzelte sie irritiert in das helle Licht im Saal. Die Halle der Gibichungen war hinter dem Bühnenvorhang verschwunden.

Selene schaute sie fasziniert an.

„Wie konnte ich so dumm sein anzunehmen, du könntest dich langweilen. Du bist ja noch gar nicht wieder angekommen im Hier und Jetzt. Vielleicht hilft ein Glas Sekt im Foyer?“

Als sie die Treppe hinunter zum Buffet gingen, hatte Selene ganz selbstverständlich Dinas Arm genommen, steuerte sie vorsichtig um die anderen Leute, Säulen und sonstige Hindernisse herum und führte sie zu einer Bank, ohne sich um die befremdeten Blicke der anderen Operbesucher zu kümmern.

„Ich bin gleich wieder da, warte hier auf mich.“

Dina sah sich mit großen Augen um. Das Opernhaus war riesig. Wie viele Zuschauer wohl darin Platz fanden? Sie schämte sich ihres Aufzugs. Überall sah man Abendroben, Pelze, Perlen und aufwendige Frisuren. Bei den jüngeren Frauen begannen die kurzen, sorgsam gewellten Haare zu dominieren, nur wenige von ihnen trugen noch langes, aufgestecktes Haar wie Dina. „Untersteh dich!“

Dina schaute Selene entsetzt an, die ihr ein Glas hinhielt und sich neben sie setzte.

„Was denn?“

„Ich habe genau gesehen, wie du die Bubikopffrisuren begutachtest. Denk nicht einmal daran.“ Sie grinste.

„Das ist jetzt sehr modern, oder? Ich finde es schön an anderen ... aber ich weiß, dass es zu mir nicht passt“, schloss sie etwas geknickt.

Selene fuhr sich mit der Hand durch ihr eigenes kurzes Haar, das seidig und glatt war und ihr ins Gesicht fiel.

„Ja, sehr modern, aber es passt wirklich nicht zu dir. Du bist einfach *fin de siècle*, Dina. Zum Wohl.“ Mit einer grazilen Bewegung ihres Glases bedeutete sie Dina zu trinken und nahm selbst einen Schluck.

„Selene, Liebes! Was tust du denn hier? Wenn Mirella erfährt, dass du heimlich-unheimlich Wagner hörst, dann setzt es aber sicher was!“

„Heinrich. Ich freue mich auch, dich zu sehen. Darf ich dir Fräulein Harms vorstellen? Dina Harms ist Photographin, Dina, Heinrich von Treben.“

Selene's Stimme klang oberflächlich ruhig, aber Dina nahm einen scharfen, wachsamen Unterton wahr.

„Sehr erfreut, Fräulein Harms.“ Er deutete einen Handkuss an und fügte, an Selene gewandt, hinzu: „Ich kann ja verstehen, dass du Fräulein Harms vor uns versteckt hast, aber wie konnte dir das wieder gelingen? Ich wette, Mirella schäumt.“

In diesem Moment entband das Läuten zum zweiten Akt Selene einer Antwort.

„Heinrich, du entschuldigst uns. Kommst du?“

Dina war mehr als durcheinander. Dieser Herr von Treben wusste offenbar von Selene und der Antonioni. Das rückte ihr die ganze Sache näher, als ihr lieb war. Siegfried hatte ihr zwar davon erzählt, hatte Selene sogar als Mirellas Eigentum bezeichnet. Aber dass es andere auch wussten und in aller Öffentlichkeit darüber sprachen, machte sie verlegen. Dina seufzte.

„Ist alles in Ordnung?“

„Ja. Schon. Ich ...“

„Bist du schockiert?“

„Nein! Das nicht, nur ... ich möchte nicht, dass ... du Schwierigkeiten hast meinetwegen.“

Selene lächelte ernst.

„Wenn ich Schwierigkeiten bekomme, dann eher wegen Wagner. Seine Musik ist nicht Mirellas Fach. Sie sagt, sie hasst die Musik. In Wahrheit würde sie Wagners große Sopranrollen nicht singen können, weil sie nicht den erforderlichen Umfang abbilden kann, verstehst du? Deshalb meint sie, dass

auch ich Wagner nicht mögen darf, was natürlich Unsinn ist. Also lass Mirella einfach meine Sorge sein – das ist sie ja ohnehin.“

Noch während sie sprach, wurde es wieder dunkel im Saal, Selene griff nach Dinas Hand, zog sie kurz an ihre Lippen und hielt sie dann, den ganzen zweiten Akt hindurch. Auch als das Licht wieder erstrahlte und die zweite Pause eingeläutet wurde, ließ sie sie nicht los.

„Was meinst du? Bleiben wir einfach hier sitzen? Ich mag nicht noch einmal diesem Schwätzer begegnen, der meint, jeder müsse ihm Rede und Antwort stehen. Er ist die schlimmste Klatschbase, die ich kenne!“

Alles, was du willst, dachte Dina. Alles. Aber lass meine Hand nicht los.

Als hätte sie Dinas Gedanken erraten, strich ihr Selene eine Haarsträhne aus dem Gesicht und klemmte sie hinter das Ohr.

„Siehst du, mit kurzem Haar könntest du das nicht mehr. Ich kann ohne Pomade nicht aus dem Haus gehen, sonst bin ich den ganzen Tag dabei, mir die Haare zurückzustreichen. In der Universität ist es aber ganz praktisch. Da habe ich ja in den Kollegs ohnehin eine Haube auf dem Kopf.“

„Du studierst? Was denn?“

„Medizin.“

„Dann kennst du vielleicht Simon Lerch?“

„Ja, er ist allerdings ein paar Semester weiter. Er hat doch im Sommer sein Physikum geschafft. Woher kennst du ihn?“

„Ich ... bin mit seiner Schwester befreundet, wir waren zusammen auf der Hauswirtschaftsschule.“

Selene lachte herzlich.

„Auf der Hauswirtschaftsschule? Aber, aber ... Fräulein Harms! Da tun sich ja wahre Abgründe auf in Ihrem jungen Leben! Wie konnte es denn dazu kommen?“

Der Spott in ihrer Stimme war zwar unüberhörbar, aber Dina spürte, dass darin nichts Beleidigendes oder Höhnisches lag. Es war mehr ein Spaß zwischen ihnen beiden.

„Nun ja, das war das Einzige, was meine Mutter dazu bewegen konnte, mich nach Hamburg zu Tante Luise ziehen zu

lassen. Sie hat aber nicht damit gerechnet, dass ich rausfliege, bevor das erste Halbjahr herum ist.“

„Oh! Warum das denn? Was hast du angestellt?“

„Das weiß ich eigentlich bis heute nicht. Man hat behauptet, ich hätte einen der Herde nicht ausgedreht und damit fast das Schulgebäude niedergebrannt. Doch ich kann mich partout nicht daran erinnern, den Herd angelassen zu haben. Aber das ist jetzt ja auch zum Glück egal. Niemand muss sich mehr vor meiner Schusseligkeit im Haushalt fürchten.“

„Und wie kommt es, dass du jetzt bei Lohmann arbeitest?“

„Mich fasziniert die Photographie. Einmal bei den Lerchs, im letzten Mai, durfte ich den Photoapparat von einem von Simons Freunden ausprobieren und in dem Moment wusste ich eigentlich sofort, dass ich nichts anderes mehr tun wollte. Insofern haben die mir auf der Schule mit dem Rausschmiss einen Riesengefallen getan.“

„Das kann ja nur Sebastian Berger gewesen sein! Er ist der einzige Student, der immerzu mit seiner Kamera herumläuft. Du durftest seinen Photoapparat anfassen und Bilder damit machen?“ Selene zog die linke Augenbraue hoch. „Er muss unsterblich in dich verliebt sein, das weißt du hoffentlich?“

Dina fühlte, wie ihr heiß und kalt wurde. Vermutlich lief sie auch gerade knallrot an. Selene schaute ihr amüsiert aus nächster Nähe direkt in die Augen.

„Ich weiß nicht ... kann sein ...“

Gnädigerweise wurde es wieder dunkel – der letzte Akt.

„Wie auch immer: Es nützt ihm ja nichts“, wisperte Selene. Als das Orchester wieder einsetzte und die Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf der Bühne war, zog sie Dina an sich und küsste sie. Zuerst zart, vorsichtig und fragend. Dinas Erwiderung des Kusses beantwortete alles, was zwischen ihnen ungesagt geblieben war, und die Götterdämmerung, der Untergang der Gibichungen und das Obsiegen der Rheintöchter schienen kaum einen Wimpernschlag zu dauern. Viel zu früh verklangen die letzten Akkorde und es wurde wieder hell.

Dina wusste nicht, wie sie aufstehen, ihren Mantel anziehen, ihre Photoausrüstung mitnehmen und heil damit nach Hau-

se kommen sollte – aber das war auch nicht weiter schlimm, denn etwas Schöneres würde sie ohnehin niemals wieder erleben. Ich bin neunzehn Jahre alt, dachte Dina, und habe gerade den wundervollsten Abend meines Lebens verbracht.

Als sie aus dem Opernportal traten, hatte heftiger Schneefall eingesetzt. Selene winkte ein Taxi heran, half Dina mit ihrer Ausrüstung und stieg zum Schluss selbst ein.

„Wo wohnt Tante Luise denn nun eigentlich?“

„Karpfangerstraße. Nummer 22.“

Der Wagen fuhr an und Dina schmiegte sich an Selene, die ihren Arm um sie gelegt hatte. Sie sprachen nicht und als der Wagen viel zu schnell wieder hielt, wies Selene den Fahrer an zu warten, trat mit Dina in den Hauseingang und küsste sie, diesmal länger und in einer Weise, die Dina ganz neblig im Kopf machte. So musste es sein! Das konnte nicht unanständig oder falsch sein! So musste es sich anfühlen. Das wusste Dina plötzlich. Als Selene durch das Schneetreiben zum Taxi gelaufen und wieder eingestiegen war, schloss Dina die Tür auf und stieg mit wackeligen Beinen die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer im Dachgeschoss, schloss die Tür hinter sich, stellte ihre Photoausrüstung ab, ließ den Mantel auf den Boden gleiten und sich selbst vollständig angezogen der Länge nach aufs Bett fallen. Die Luft um sie herum schien kleine Wirbel zu machen, wie sie es auf Drucken der Bilder dieses Malers gesehen hatte, der sich ein Ohr abgeschnitten hatte und in der Irrenanstalt gelandet war. Sie war nicht irre. Oder vielleicht doch? Sie hätte singen können. Und tanzen. Sie fühlte sich, als wäre sie bis zum Rand mit einer perlenden Flüssigkeit gefüllt, wie dem Sekt, den sie mit Selene in der Oper getrunken hatte.

Als sie erwachte, lag sie noch immer in allen Kleidern auf dem Bett, fühlte sich zerknautscht und blinzelte müde in den trüben, grauen Hamburger Morgen. Immerhin war Sonntag und sie musste nicht sofort aufstehen. Sie legte den Zeigefinger auf die Lippen und gleich darauf durchfuhr sie eine so heftige Empfindung, dass sie sich zusammenkrümmte. Sie und Selene hatten sich am Vorabend geküsst, als gäbe es kein Mor-

gen, und nun war der Morgen da und sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie die Zeit überleben sollte, da sie sich wieder würden küssen können. Und wann würde das überhaupt sein? Wie hielt man so etwas aus? Ächzend kroch sie aus dem Bett. Sie fühlte sich verknotet, hatte steife Schultern und eiskalte Füße, weil sie ohne Decke geschlafen hatte. Sie zog sich ihren Pyjama, einen warmen Bademantel und Pantoffeln an, kämmte das verklettete Haar und stieg die Treppen hinab, um nach dem Badeofen zu sehen. Sie hatte sich für zehn Uhr eingetragen und konnte sich kaum vorstellen, dass jemand auf den Gedanken gekommen war, vor ihr ein Bad zu nehmen. Tante Luise achtete sehr genau darauf, dass alle Bewohner die Badezeit eintrugen und sich dann auch daran hielten. Das musste alles seine Ordnung haben.

Wie vermutet, war unten noch alles ruhig. Dina zündete den Ofen an, mit dem das Badewasser beheizt wurde. Das würde noch etwas dauern. Sie konnte sich also erst Frühstück machen. In der Küche war es mollig warm. Dina legte ein paar Kohlen nach, zog die Füße hoch auf den Stuhl und nippte an ihrem Tee, der sie zum Leben erweckte. Während sie trank, starrte sie Löcher in die Luft. Sie bemerkte gar nicht, dass Liz gähmend in die Küche trat.

„Guten Morgen, Dina.“

„Guten Morgen!“

„Ich brauche einen Kaffee. Ist noch etwas heißes Wasser da?“

Dina deutete auf den dampfenden Kessel auf dem Herd.

„Du bist ein Schatz.“

Einen Moment lang hantierte Liz, deren rot gefärbtes Haar wie die Stacheln eines Igels abstand, mit ihrem Kaffeetopf und der großen Tasse. Als es nach Kaffee zu duften begann, setzte sich Liz zu Dina an den Küchentisch. An den Sonntagen bekam man sie sonst kaum zu Gesicht. Was sie wohl an diesem Tag so früh aus dem Bett getrieben hatte?

„Na, Dina, hast du denn auch gut geschlafen?“

„Ja, habe ich. Und selbst?“

„Danke, ja.“ Liz nahm einen Schluck Kaffee. „Ich bin ziemlich spät nach Hause gekommen, es war ja Samstag. Es schnei-

te gerade sehr, deswegen bin ich nicht sicher, ob ich mich geirrt habe, aber ich habe dich im Hauseingang herummachen sehen. Da dachte ich mir, das Mädchel macht es richtig, genießt die Freiheit, von zu Hause weg zu sein. Und als dein Verehrer dann zurück ins Taxi stieg, sehe ich doch, dass es gar kein Verehrer war, sondern vielmehr eine Verehrerin.“

Liz schaufelte sich einen großen Löffel von Tante Luises Zucker in ihre Kaffeetasse.

„Wirst du es meiner Tante erzählen?“

„Aber nicht doch! Warum auch? Was hätte ich denn davon, wenn man dich zurück in die Einöde verfrachtet?“

Dina schwieg und sah Liz an. Was konnte sie wollen?

„Wie ist das, ein Mädchen zu küssen, Dina? Also für mich wäre das nichts, aber ich kenne einige, die das tun. Also keine Sorge. Ich petze nicht.“

„Danke.“

„Keine Ursache.“ Sie nahm ihre Kaffeetasse und stand auf. „Ich muss mich hinlegen. Es dreht sich noch alles, das Kokain, du weißt schon“, setzte sie verschwörerisch hinzu. „Sag mal, da fällt mir ein: Du hast doch die Kamera von deinem Chef dabei? Komm doch nachher, wenn du mit Baden fertig bist, zu mir in mein Zimmer, ich brauche ganz dringend ein paar schöne neue Photographien von mir. Meinst du, das ginge?“ Sie blinzelte.

Dina nickte. Was sollte sie sonst auch tun.

Als der Badeofen heiß war, drehte sie das Wasser an, verschloss die Tür der Badestube und ließ sich in die Zinkwanne gleiten, bis auch ihr Kopf unter Wasser war. In diesem Moment wurde ihr klar, dass sie gerade erpresst worden war. Liz hatte nichts davon, wenn sie mit Schimpf und Schande nach Ostfriesland zurückgeschickt wurde. Sie hatte deutlich mehr davon, wenn Dina blieb und in ihrer Schuld stand. Es waren nur einige Photos. Das war kein Drama. Siegfried hatte nie etwas dagegen, wenn Dina Photos zu Übungszwecken machte und auch entwickelte. Aber was, wenn noch etwas anderes hinterherkam? Sie tauchte auf, die Realität von Tante Luises abgenutzter Badestube beruhigte sie. „Daufdine Harms, höre

auf, dir über ungelegte Eier Gedanken zu machen“, sagte sie laut zu sich selbst und begann ruppig, ihr Haar einzuseifen.

Als sie drei Stunden später in frischen Kleidern und mit noch leicht feuchtem Zopf an Liz' Zimmertür klopfte, war sie überzeugt, dass sie Gespenster gesehen hatte. Liz konnte man durchaus auf eine gewisse Weise attraktiv finden – es würde sicher Spaß machen, schöne Aufnahmen von ihr zu schießen. Und der Film war noch längst nicht voll, denn am Vorabend hatte sie nur wenige Aufnahmen geschafft, bevor Selene sie am Alsteranleger aufgesammelt und in ihre Welt entführt hatte.

„Herein.“ Liz lag in einem grünen Seidenkimono auf dem zerwühlten Bett und rauchte. Dina trat ein und zog die Tür hinter sich zu.

„Schließ ab.“

Dina tat, was Liz ihr gesagt hatte, nicht ohne sich ein wenig über diese übertrieben erscheinende Vorsichtsmaßnahme zu wundern. Liz spazierte auch tagsüber im Schlafrock durch die Pension. Warum tat sie bloß so geheimnisvoll?

„Was willst du anziehen für die Photos?“

„Anziehen? O nein, Liebes. Nicht diese Art von Photo, sondern die andere, bei der man sich auszieht.“

„Was?“ Dina war entsetzt.

„Na, komm, jetzt spiel mir hier mal nicht die Unschuld vom Land vor. Das glaubt dir vielleicht deine Tante, aber ich nicht. Nicht nach gestern Abend.“

Dina baute das Stativ auf, stellte die Kamera ein und befestigte sie. Was hatte sie sich da wieder eingebrockt?

„Nun schau mal nicht so blümerant aus der Wäsche, Kleines. Ich tu dir nichts und ich erzähle auch keinem was. Dafür machst du mir ein paar schöne Bilder und gut ist es.“

Liz drapierte sich mit offenem Kimono auf dem Bett.

Dina schaute durch den Sucher und schüttelte den Kopf.

„Das wird so nichts. Leg dich auf den Rücken, so, sieh mir nicht direkt in die Kamera, mehr so aus dem Augenwinkel, weniger Garbo, mehr Bankhead. Ja ... besser! Und den Morgenmantel von der Schulter und ein Bein etwas anwinkeln.“

Eine Hand nimmst du hinter den Kopf und den anderen Arm lässt du ganz locker an der Bettkante herunterhängen. Los!“ Was tue ich eigentlich gerade, fragte sich Dina. Warum gebe ich ihr auch noch Anweisungen, wie sie am offensichtlichsten nach Bordsteinschwalbe aussieht, und woher weiß ich das überhaupt?

„Besser so?“ Liz sah ein wenig verkrampft aus.

„Genau, und jetzt ein kleines Lächeln, ganz wenig nur. Gut so!“ Sie drückte ab.

Innerhalb einer Stunde hatte sie den Rest des Films mit unterschiedlichen aufreizenden Posen ihrer rothaarigen Mitbewohnerin gefüllt.

„Wann ich dazu komme, sie zu entwickeln, kann ich dir nicht genau sagen. Das kann ich nicht machen, wenn Lohmann mir über die Schulter sieht.“ Dina schauderte. Nicht auszudenken, was Siegfried sagen würde, wenn er wüsste, was sie trieb. Ein Glück, dass er nie die Ausrüstung oder die Menge an Material kontrollierte, die sie benutzte.

Liz grinste sie an. „Das verstehe ich natürlich, mein Täubchen. Aber lass mich nicht zu lange warten.“